

PZ

DEUTSCHES APOTHEKENMUSEUM

33/2014 SUPPLEMENT

WWW.PHARMAZEUTISCHE-ZEITUNG.DE



Wahrzeichen der Heidelberger
Hirsch-Apotheke, 19. Jahrhundert
(Inv.-Nr. VII E 64)

FREUNDE UND FÖRDERER

Danke, und weiter so!

Von Elisabeth Huwer / Die Namensliste ist lang. Die Zahlen sind unterschiedlich. Das Ziel ist das gleiche: Viele haben das Deutsche Apotheken-Museum mit ihrer Spende gefördert. Ein Zwischenstand mit Dankeschön.

Es ist eine gute Tradition, an dieser Stelle die Förderer und Freunde des Museums zu würdigen – und es gibt wieder reichlich Anlass dazu. Mit zwei nachhaltigen Projekten (»Buchpaten gesucht!« und »Ausbau des Stiftungsvermögens«) konnten wir potenzielle Förderer und Freunde sehr erfolgreich ansprechen. Rund 5000 Euro wurden inzwischen für Buchpatenschaften eingeworben (siehe Bericht in diesem Heft). Und beim Ausbau des Stiftungskapitals ist als größte Zustiftung eine Summe von 20 000 Euro von der Noweda eG, Essen, hervorzuheben (siehe PZ 10/2014, S. 66). Ganz herzlichen Dank!

Großzügige Jubiläumsspenden erreichten das Museum von verschiedenen Seiten, darunter die AVN Apothekenverrechnungsstelle Dr. Carl Carstens GmbH & Co. KG, Oldenburg, die Baxter Oncology GmbH, Halle/Westfalen, die Deutsche Apotheker- und Ärztebank, Düsseldorf, die Werbe- und Vertriebsgesellschaft Deutscher Apotheker, Eschborn, die IMS Health GmbH und Co. OHG Frankfurt und der Govi-Verlag in Eschborn. Ihnen allen ein herzliches Dankeschön!

Erste Adresse für den Erhalt, die Pflege und den Ausbau der Museums-sammlungen ist natürlich der Förderverein Deutsches Apothekenmuseum e. V. Er ermöglicht beispielsweise die Weiterführung der langfristigen Res-

taurierungsvorhaben (siehe Bericht in diesem Heft) und half bei den Kosten für den Einbau einer neuen Alarmanlage im Museum. Große Unterstützung erhielt das Museum bei Transportkosten und bei der Ergänzung der Bibliotheks- und Archivausstattung. Hierfür danken wir dem Förderverein Deutsches Apothekenmuseum, sowie der Dr. August und Dr. Anni Lesmüller-Stiftung, München. Dieses Engagement kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Ein besonderes Dankeschön gilt Apothekerin Silke Funke-Johannsen, Bremen. Sie präsentiert in ihrem Ende 2012 erschienenen Buch »Von Bettmäusen und anderen Problemfällen« Anekdoten aus der 150-jährigen familieneigenen Remberti-Apotheke in Bremen. Und verknüpft damit einen fabelhaften Einfall: Pro verkauftem Buch kommt 1 Euro dem Museum zugute – allein für 2013 erreichte uns eine 666-Euro-Spende. Kompliment für das Buch und die Idee.

Kurz vor Redaktionsschluss erreichte uns die gute Nachricht, dass die Bionorica SE Neumarkt mit einer Spende die Initialzündung zur Planung eines Apothekergartens für das Museum geben wird – in der nächsten Beilage mehr dazu.

Wir können hier leider nicht alle Spender nennen. Aber wir danken für jede

Deutsche Apotheken Museum-Stiftung

Deutsche Apotheker- und Ärztebank
IBAN: DE 83300606010001419811
BIC: DAAEDED

Förderverein Deutsches Apothekenmuseum e.V.

Deutsche Apotheker- und Ärztebank
IBAN DE073006 0601 0102 5441 64
BIC: DAAEDED

Im Feld Verwendungszweck bitte Namen und Adresse angeben für die Spendenbescheinigung.

Informationen zur Mitgliedschaft im Förderverein und ein Beitrittsformular finden Sie hier:
www.foerderverein-dam.de

Gabe herzlich: Jede Summe trägt dazu bei, das Museum als professionelle, leistungsfähige und interessante Institution zu erhalten. Und dies trägt Früchte. Zum Beispiel erhielt das Deutsche Apotheken-Museum jüngst vom Internet-Portal »Trip Advisor« das »Zertifikat für Exzellenz«. Mit dieser Auszeichnung werden Unternehmen geehrt, die von Trip-Advisor-Reisenden kontinuierlich hervorragendes Feedback erhalten.

Dankeschön! Und Sie wissen ja: Jedem Dank wohnt eine neue Bitte inne! /

Inhalt

Freunde und Förderer: Danke, und weiter so!	2
Gutachten: Johann Zwelfer und das Nürnberger Dispensatorium	3–5
Papierrestaurierung: Sertürner-Nachlass in Arbeit	6–7
Neuerwerbungen: Vom Stammbuch bis zum Türgriff	8
Albert Borchardt zum 70. Geburtstag: »Fröhlich bleiben ist mein Ziel«	9
Buchpaten gesucht: Schätze der Buchkunst als Patienten	10–11
Signaturenlehre: Kleine Zeichen, große Wirkung	12–13
Objekte aus dem Ersten Weltkrieg: Kriege gehören ins Museum!	14
Online-Plattform: Museumsobjekte im »museum digital«	15
Beitrittsformular	16

VERANSTALTUNGEN IM DEUTSCHEN APOTHEKEN-MUSEUM

08.10.2014, 20 Uhr: Führung für Sehbehinderte und Blinde, Voranmeldung erforderlich

31.10.2014: Halloween, abends »gruselige« Museumsführungen, Voranmeldung erforderlich

Dezember 2014: Herstellung von Glühweingewürz, freie Teilnahme (Datum wird noch bekanntgegeben)

05. bis 17. Dezember 2014: Heidelberger Schlossweihnacht



Weitere Informationen unter www.deutsches-apotheken-museum.de

GUTACHTEN

Johann Zwelfer und das Nürnberger Dispensatorium

Von Anne Roestel / Ein Nürnberger Dispensatorium mit Eigenheit steht seit Kurzem im Deutschen Apotheken-Museum. Das Exemplar enthält ein handschriftliches Gutachten von Johann Zwelfer. Neben harscher Kritik und Polemik trug der umstrittene Arzt-Apotheker im Auftrag des Nürnberger Ärztekollegs zur Reform des Arzneibuchs bei.

Das berühmte Nürnberger Dispensatorium, ursprünglich verfasst von dem humanistischen Arzt Valerius Cordus und erstmals gedruckt 1546, erlebte neben zahlreichen Auflagen vier amtliche Neuausgaben. Die vierte und letzte Neuausgabe erschien 1666 im Nürnberger Verlag Endter und blieb bis etwa 1700 verbindlich.

Ein Exemplar dieser letzten Ausgabe, das aus Mitteln des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum und der Dr. Anni und Dr. August Lesmüller-Stiftung erworben werden konnte, befindet sich seit Kurzem im Bestand des Deutschen Apotheken-Museums (Bibl.-Sign. Cor 3/4). Es handelt sich um einen zu Gebrauchszwecken durchschossenen Band mit zahlreichen handschriftlichen Anmerkungen. »Durchschossen« bedeutet, dass sich jeweils eine bedruckte und eine leere Seite abwechseln, sodass der Benutzer genug Platz für eigene Anmerkungen hatte.

Bei den meisten Rezepten wurden handschriftlich die Indikationen ergänzt, denn im Gegensatz zu den älteren Dispensatoriums-Ausgaben wurde hier auf den Abdruck der Indikationen verzichtet. Gelegentlich findet sich in anderer Handschrift der Zusatz »geht nimmer«. Das zeigt, dass mit diesem Exemplar tatsächlich gearbeitet wurde.

Was den Neuerwerb so besonders macht, sind aber weniger die Spuren der einstigen Nutzer, sondern ein dem Druck vorgebundenen, auf 1665 datiertes handschriftliches Gutachten des umstrittenen Arzt-Apothekers Johann Zwelfer (1618 bis 1668). Das Manuskript umfasst die ersten sechs eingehafteten Lagen des Buchblocks und bezieht sich nicht auf die vorliegende vierte Ausgabe, sondern auf die ältere (dritte) Dispensatoriums-Ausgabe. Diese wurde 1598 in der Offizin des Nürnberger Buchhändlers und Druckers Paulus Kaufmann verlegt und

1612 als Wiederabdruck herausgegeben. Zwelfers Manuskript gehört damit in die Phase der Vorarbeiten für die Neuausgabe.

Wie der Grußformel des Manuskriptes zu entnehmen ist, erstellte Johann Zwelfer das Gutachten im Auftrag des Dekans des Nürnberger Collegium Medicum, Johann Georg Volckamer. Dieser war spätestens seit 1664 mit der Vorbereitung der Neuausgabe beschäftigt.

Dispensatorium soll »moderner« werden

Im Vergleich zu der jüngeren Pharmacopoeia Augustana hatte das Nürnberger Arzneibuch seinen Einfluss hundert Jahre nach seinem Ersterscheinen fast vollständig eingebüßt. Der vierten Ausgabe zugrunde lag der Versuch, das »ehrwürdige«, aber mittlerweile auch kräftig »geschmähte« Dispensatorium zu »modernisieren«.



Titelkupfer zur Dispensatoriums-Ausgabe 1666



Ein umstrittener Geist: Johann Zwelfer, hier auf einem Kupferstich aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

Absicht war, »viele längst [...] veraltetes [...] abzuschaffen, besonders die großen Antidote, allzu aufwändige Rezepte für Heiltränke und Dekokte, und die wirre Menge und Zusammenhäufung schier unendlich vieler Simplizien: [diese Dinge] befiehlt man mit vollem Recht zu verbannen, [es wird nur noch Arzneien geben], die erfreulich im Anblick, gefällig im Geschmack, dem Gaumen und Geruchssinn angenehm [sind], sozusagen eine hyblaesische Süße aushauchen, mit einem Wort, von einem chymischen Künstler mit größter Sorgfalt bereitete [Arzneien]«. Kurz gesagt, die Nürnberger wollten die veralteten arabischen Rezepturen gegen zeitgemäßere Arzneien austauschen, die, »wie wir meinen, dem modernen Geschmack (besser) munden werden«.

Auftrag an Zwelfer

Als Volckamer um 1664 an Zwelfer herantrat, hatte dieser sich bereits einen Namen als Gutachter der Pharmacopoeia Augustana gemacht. Unter dem Titel »Animadversiones in pharmacopoeiam augustam« hatte er 1652 seinen

Augustana-Kommentar sowie seine eigene Pharmacopoeia Regia herausgebracht.

Mit dem Augustana-Kommentar hatte Zwelfer sich im Augsburger Collegium Medicum nicht ausschließlich Freunde gemacht. Noch in der Vorrede zur 1673 herausgegebenen Pharmacopoeia Augustana Restituta begleicht der Augsburger Arzt Lukas Schröck auch rhetorisch seine Rechnung mit Zwelfer und dem »Celebratissimum Augustanorum Dispensatorium reformatum, vel potius deformatum« – der »reformierten, oder besser gesagt deformierten« Pharmacopoeia Augustana.

Seinen Zeitgenossen und den Historikern späterer Generationen blieb der Arzt-Apotheker Johannes Zwelfer vor allem durch seine polemischen Ausfälle in Erinnerung. Neben seiner Streitbarkeit ist über sein Leben insgesamt recht wenig bekannt. Er arbeitete zunächst als Apotheker, studierte dann in Padua Medizin und wirkte schließlich in Wien, erst als doctor privilegatus bullatus an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien, dann als Hofarzt Ferdinands III. Belegt sind seine andau-

ernden Auseinandersetzungen mit der Medizinischen Fakultät. Schließlich verboten die Ärzte allen Wiener Apothekern, Zwelfers Verordnungen weiter auszuführen.

Zudem war Zwelfer der Mittelpunkt einer wahren Flut von Streitschriften. Er führte Federkriege mit Fachkollegen wie Otto Tachenius und dem Franzosen François Verny, denen sich ebenso entschiedene Gegner wie Parteigänger anschlossen. Die letzte Streitschrift unter Zwelfers Namen wurde noch kurz nach seinem Tod veröffentlicht.

Harsche Kritik

Vermutlich veranlasste Zwelfers Expertise den Nürnberger Arzt Johann Georg Volckamer, ihn um ein Gutachten auch für die Nürnberger Pharmakopöe zu ersuchen. Zwelfer, dessen stilistisch anspruchsvolles Latein die Sprachkenntnisse vieler Zeitgenossen – insbesondere der Apotheker – überstieg, schrieb sein Gutachten diesmal nicht auf Latein, sondern in einer hybrid anmutenden deutsch-lateinischen Sprachmischung mit vereinzelt griechischen Zitaten.

Der Tonfall fällt zunächst scheinbar zurückhaltend aus. Er wolle keineswegs durch sein »vielleicht unreiffes Iudicio« Feindschaft, Hass oder Widerwillen des Ärztekollegs auf sich ziehen, er habe daher zunächst gezögert, dem Gesuch um ein Gutachten Folge zu leisten. Das Kollegium solle nun keinen »Widerwillen [...] schöpfen, wann ich candide et sincere schreibe [...]«, sondern die anstehende Kritik seinem »ehrlichen Gemüth« zugute halten. Diese Demuts- und Bescheidenheitsfloskeln hindern Zwelfer jedoch nicht daran, in scharfen Worten nicht nur schlecht ausgebildete und unerfahrene Apotheker (»Pharmacopoeorum maxima indocti: es giebt unter denselben ungelehrte, und seicht in der Kunst erfahren, daß mir die meisten die Laussalben nicht solten recht bereiten, können«), sondern auch in ihrer vermeintlichen Sachkompetenz anmaßende Ärzte zu geißeln.

Kritisch beurteilt er insbesondere das Verhältnis von Apothekern (Pharmacopoea) und Ärzten (Medici). Der Apotheker sei der »Diener« (mancipium) des Arztes oder werde doch von diesem als solcher betrachtet. Die Apotheker wagten folglich nicht, sich den Ärzten zu widersetzen und wenn doch, dann seien »die Herren Doctores mit solchen rationibus hinter ihnen her, dass sie gleich erschrecken«, da sie eben nicht die entsprechende akade-

mische Ausbildung besäßen. Er selbst habe im fachlichen Disput mit »gelehrten Medicis« »gewiß genug zu thun«. Sie seien zwar unkundig in der Fertigung von Arzneien, ließen sich aber trotzdem häufig nur schwer von ihrer Meinung abbringen.

Des Weiteren kritisiert Zwelfer unpräzise Herstellungsvorschriften, die einen unerfahrenen oder ungebildeten Apotheker überforderten, teils fragwürdige Arzneizusammensetzungen und Dosierungen, die leichte Verderblichkeit bestimmter Fettarten sowie die arzneilich wirkungslose Zubereitung von Magisterien aus Perlen oder Edelsteinen. Die Kritik berührt damit grundsätzliche Fragen verantwortungsvollen pharmazeutischen Handelns. Sein rhetorisches

Wüten zu Einzelfragen bezeichneten Pharmaziehistoriker aber nicht zu Unrecht schon als haarspalterisch.

»Chymische« Arzneien als Neuzugang

Mitgestaltet hat Zwelfer mit seinem Gutachten auch die amtliche Aufnahme von Chymica in die Neuausgabe. Während die Augustana bereits seit 1613 »chymische« Arzneien führte, ist dies die erste Dispensatoriums-Ausgabe, die der Entwicklung der Chemiatrie nun offiziell Rechnung trägt.

Ein Blick in die bei Endter 1652 gedruckte dritte Ausgabe der Nürnberger Arzneitaxe zeigt aber, dass dort alle gängigen Chemikalien bereits taxiert waren, also bereits offizinell verwen-

det wurden, bevor sie ins Arzneibuch aufgenommen wurden.

Auch und gerade bei der Verwendung chymischer Arzneien steht für Zwelfer der verantwortungsvolle Umgang im Vordergrund: Die Chymica müssten »[...] wahrlich genauer, verständiger und weitläufiger, mit auch beygefügtten praecautioibus vel notis beschrieben seyn, widrigen falles werden die meisten übel bereitet juxta illas descriptiones der Medicorum und Kranke sehr gefährdt, und in groß unglückh oft gestürzt [...]«

Hintergedanken und offene Fragen

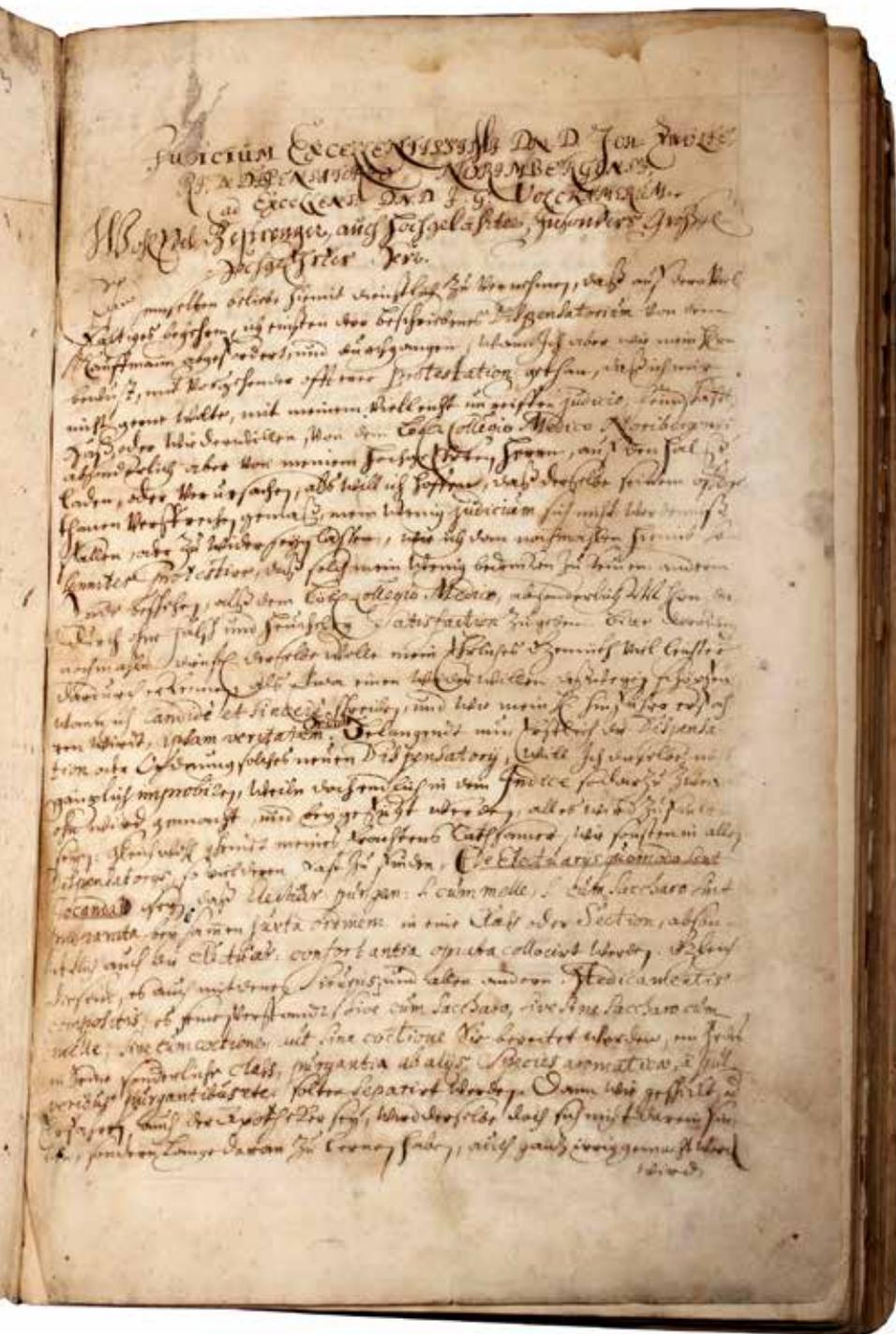
Abschließend empfiehlt Zwelfer seinem Auftraggeber, sein »jeziges elaborirtes wercklein vor edirung deroselbes beschriebenes Dispensatorium mit fleiß zu durchsehen sich wolle belieben lassen, und so dan derselbe einige Veränderung wollte indendiren [...]«.

Zwelfers Gutachten für das Dispensatorium ist weder vom Umfang noch von der Detailgenauigkeit her mit seinem Augustana-Kommentar zu vergleichen. Vielmehr stellt es eine kritische Kurzzusammenfassung dar und verweist für näheres Studium durchgehend auf die Animadversiones. Insofern förderte Zwelfer mit seinem Nürnberger Gutachten wahrscheinlich den von zahlreichen weiteren Auflagen gefolgt Wiedruck der Animadversiones beim Verlag Endter ab 1666.

Dass das Gutachten seine Nürnberger Adressaten tatsächlich erreichte, ist schon daran zu sehen, dass Zwelfers Bemühungen im Vorwort der Neuausgabe gewürdigt werden.

Doch es stellen sich Fragen zum Hergang. Das Gutachten müsste aus Wien nach Nürnberg zu Händen Volckamers geschickt und dort in eine durchschossene Ausgabe des »verbesserten« Dispensatoriums gebunden worden sein. Ob dies bereits beim Drucker geschah oder später in Auftrag gegeben wurde, wem die »veredelte« Ausgabe zunächst gehörte (Volckamer? Zwelfer?) und durch wessen Hände sie später ging, ist ebenfalls unklar. Zwelfers Mitwirken an der vierten Neuausgabe stellt jedoch einen bisher unbeachteten Aspekt der Rezeptionsgeschichte des Dispensatoriums dar. /

Gutachten von
Johann Zwelfer zum
Dispensatorium, 1665



PAPIERRESTAURIERUNG

Sertürner-Nachlass in Arbeit

Von Barbara Aull und Claudia Sachße / Der schriftliche Nachlass des Morphinentdeckers Friedrich Wilhelm Sertürner im Deutschen Apotheken-Museum ist ebenso spektakulär wie fragil. Die restauratorische Sichtung und Behandlung geschädigter Objekte hat begonnen. Ein Blick in die Kunst der Papierrestauration.

Der Nachlass Sertürners (1783 bis 1841) ist vielfältig und umfasst etwa 50 private Briefe, wissenschaftliche Korrespondenzen und Briefentwürfe, zwölf Lehrbriefe, Urkunden und Diplome, etwa 400 Seiten Manuskripte und Skizzen, Sonderdrucke, Druckfahnen und auch einige Fotos (vgl. PZ-Beilage Apothekenmuseum 2012, S. 3-5). Die zeitliche Spanne reicht anhand datierter Briefe von 1784 bis 1857; darunter sind auch Briefe aus den Familien Sertürners und seiner Braut.

Die langjährige Lagerung der Objekte in einer massiven, eisenbeschlagenen Holzkiste gewährleistete eine relative Klimakonstanz und eine recht gute Gesamterhaltung. Doch der Umgang mit den Schriften zur Nutzungszeit, Format und Qualität des Papiers sowie die Schriftform beeinflussen den heutigen Zustand der Objekte entscheidend.

Zustand des Konvoluts

Die Briefe und Briefentwürfe sind meist auf hellgelben Einzel- oder Faltbögen geschrieben, seltener auf kleineren, teils sekundär verwendeten Zetteln. Meist wurden sie über die letzte, leer belassene Seite zu einem geschlossenen Kuvert gefaltet, adressiert und mit einem Lack-siegel verschlossen. Nur wenige Briefe

erhielten einen separaten versiegelten Umschlag. Die Schäden bestehen vor allem in leichten Verschmutzungen und Rissen, die durch die Faltung oder das Aufbrechen der Siegel entstanden sind. Die Briefentwürfe Sertürners wurden ohne weitere Faltung gelagert und haben kaum nennenswerte Schäden.

Die teils großformatigen Urkunden und Aufnahmediplome sind meist aus qualitativvollerem (festerem), oft kräftigerem Papier. Manche tragen ein Papiersiegel. Doch wurden viele teils auf kleinstes Format zusammengefaltet – schon vom Aussteller, um sie auf dem Postweg mit zu übersenden, oder später zur platzsparenden Aufbewahrung. Resultat sind massive Brüche und Verschmutzungen an den Faltkanten.

Die wissenschaftlichen Manuskripte wiederum sind fast ausschließlich auf minder qualitativem, meist gelblichem oder blauem Papier geschrieben. Oft sind kleine Zettel mit Korrekturen angeklebt (Abbildung 1). Viele Seiten haben Risse und Tintenflecken und sind oft im Bün-



Abbildung 1: Manuskriptblatt mit Anklebungen und Korrekturen (Inv.-Nr. VII A 2093)

del, teils mehrfach geknickt. Vor allem die Zeichnungen und Notizen auf kleinen Zetteln sind teils massiv beschädigt.

Schrift, Papier und Tinte

Die Handschrift wurde fast ausschließlich in schwarzer Tinte, Randvermerke sowie Zeichnungen auch mit Bleistift, rotem Farbstift oder roter Tinte ausgeführt. Bei den Briefentwürfen und Ma-

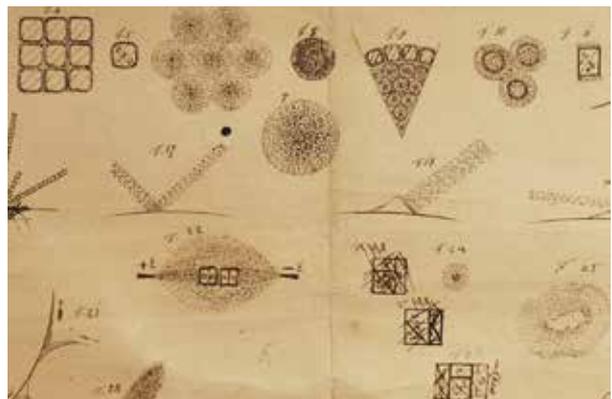
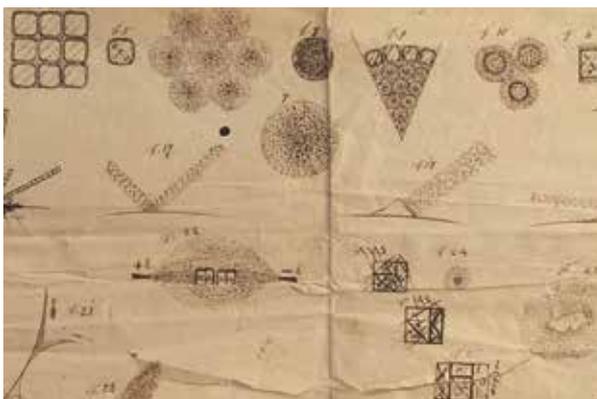


Abbildung 2a-b: Detail einer Tuscheskizze (Fig. 1–Fig. 30) mit massiven Schäden vor (a) und nach (b) der Bearbeitung (Schließen der Risse, Glätten, Stabilisieren der Ränder) (Inv.-Nr. VII A 2070)

Foto: B. Aull, Stuttgart

nuskripten Sertürners sind mindestens zwei Handschriften und Schreibstile erkennbar: eine feinere Reinschrift sowie eine gröbere, wenig sorgfältige. Zumindest Letztere ist wohl sicher Sertürner selbst zuzuweisen und findet sich auf den meisten Manuskripten sowie als Korrekturen und Ergänzungen auf einigen Reinschriften und in den Druckfahnen. Teils finden sich beide auf aufeinander folgenden Versionen eines Entwurfs.

Die Zeitspanne vom späten 18. bis mittleren 19. Jahrhundert ist papiergeschichtlich sehr spannend. Bei den verwendeten Papieren handelt es sich im Wesentlichen noch um handgeschöpftes Büttenpapier, hergestellt aus Harn (Lumpen oder Spinnereiabfälle aus Leinen, Hanf und Baumwolle). 1798 erfand Louis-Nicolas Robert (1761 bis 1828) die Papiermaschine; somit könnten einige der Papiere aus dem Sertürner-Bestand auch maschinell hergestellt sein.

Viele Papiere sind mit einem Wasserzeichen versehen, also einem Markenzeichen der Papierhersteller; das können Formen in Tier- oder Menschengestalt sein, auch Buchstaben, Wappen, Zahlen oder anderes. Dadurch kann man Rückschlüsse auf Alter und Herstellungsort eines Papiers ziehen. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts gab es neben dem klassischen Vergépapier (die Schöpfform dafür besteht aus einem Drahtgitter mit Rippen und Stegen, die im Gegenlicht zu erkennen sind) das Velinpapier ohne Siebstruktur (die Schöpfform ist hier mit einem feinen Drahtsieb bezogen).

1806 entwickelte Moritz Friedrich Illig (1777 bis 1854) die Masseleimung. Dabei wurde der Papiermasse in der Schöpfbütte der Papiermaschine Leim beigeetzt, der aus Kolophoniumharz und Aluminiumsulfat bestand. Eine Erfindung mit fatalen Folgen: Das sauer reagierende Aluminiumsulfat schädigte die Cellulose beträchtlich und wurde später, zusammen mit der Verwendung von Holzschliff, zum Mitverursacher des »sauren Papiers«. Um festzustellen, ob im vorliegenden Bestand auch massegeleimtes Papier verwendet wurde, wäre an jedem Blatt eine Messung des pH-Wertes an der Papieroberfläche nötig.

Die Standard-Tinte von der Antike bis ins 20. Jahrhundert war Eisengallustinte, die an sich sehr lichteucht und dokumentenecht war. Zunächst schwarz, färbte sie sich später durch Oxidationsprozesse braun. Sie bestand aus zwei Hauptkomponenten: Eisenvitriol (Eisensulfat) und Galläpfelextrakt (Gallussäure). Es gab

viele Rezepte und Mischungen; in der Regel waren noch Gummi arabicum als Bindemittel sowie eine Flüssigkeit wie Wasser oder Wein enthalten.

Je nach Zusammensetzung der Tinte, Umwelt- und Lagerungsbedingungen (vor allem Schwankungen der relativen Feuchte) kann Eisengallustinte das Papier massiv schädigen und abbauen. Die Tinte schlägt zunächst zur Papierrückseite durch; dieses bekommt Risse und bricht schließlich. Im Sertürner-Bestand gibt es Blätter, die den sogenannten »Tintenfraß« im Anfangsstadium aufweisen und in einem späteren Restau-

chenreinigung des Papiers. Dabei wird Radierpulver, das durch Abreiben eines Radiergummis hergestellt wird, auf dem Papier kreisförmig gerieben und dadurch locker aufliegende Schmutzteilchen entfernt. Risse werden mit Weizenstärkekleister geschlossen und mit dünnem Japanpapier hintergeklebt, das transparent und alterungsbeständig ist (Abbildung 2a-b). Blätter mit starken Faltungen, aber ohne Tintenfraß werden in einer Feuchteammer zwischen Vliesen, Löschkarton und Gewicht geglättet (Abbildung 3). Fehlstellen



Abbildung 3: In der Feuchteammer wird die mehrfach gefaltete Urkunde des Diploms »Nr. 371« zur Aufnahme in die Gesellschaft für die gesamte Mineralogie in St. Petersburg, 9. Januar 1839 geglättet (Inv.-Nr. VII A 2034b).

Foto: B. Aull, Stuttgart

rierungsschritt mit einer Calciumphytat-Calciumhydrogencarbonat-Lösung behandelt werden sollen.

Konzept zur Sicherung

Nach einer fachrestauratorischen Sicherung durch Diplom-Restauratorin Barbara Aull, Stuttgart, wurde ein Maßnahmenkonzept für die Sicherung und Restaurierung erstellt. Bei den Schäden handelt es sich zunächst um mechanische, die durch Gebrauch, unsachgemäße Lagerung oder Alterung entstanden sind wie Oberflächenschmutz, Knicke, Risse, Fehlstellen, Verbräunungen und Flecken.

Andererseits gibt es Dokumente, die mit Eisengallustinte beschrieben wurden und vermutlich Tintenfraß aufweisen. Dies muss in einem späteren Restaurierungsschritt geprüft werden.

Die restauratorische Behandlung der Objekte beginnt mit der Oberflä-

werden mit ähnlichem Papier oder Cellulosepulver ergänzt.

Die Aufbewahrung der Dokumente erfolgt in Mappen und Boxen aus alterungsbeständigem Karton. Dieses Material enthält weder Holzschliff noch optische Aufheller und schützt die Objekte durch Zusatz von Calciumcarbonat und einen pH von 8,0 bis 8,5 vor sauren Luftverunreinigungen. Die klimatischen Verhältnisse sollten für Papierobjekte bei 20 °C und 50 Prozent relativer Feuchte liegen.

Unterstützt wird das Projekt vom Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e. V. und der Landesstelle für Museumsbetreuung Stuttgart. 2015 soll die Restaurierung fortgesetzt werden. Gleichzeitig sind auch die Transkription der Schriftstücke und deren wissenschaftliche Bearbeitung im Gang, um den wertvollen Nachlass zu erschließen. /

NEUERWERBUNGEN

Vom Stammbuch bis zum Türgriff

Von Claudia Sachße / Neben mehreren großen Konvoluten, die bereits 2013 vorgestellt wurden, kamen in den letzten beiden Jahren etwa 200 weitere Objekte in den Museumsbestand. Eine kleine Auswahl.

Mit Unterstützung des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum e. V. gelang der Erwerb eines Stammbuchs mit Freundschaftswidmungen für Apotheker Gottlob Strauß (1806 bis 1862) (Inv.-Nr. VII A 2120). Der Sohn des Heilbronner Bürgermeisters Strauß führte von 1832 bis 1861 die Stadt-Apotheke von Mosbach.

Die in Buchform gestaltete Kassette mit Klappdeckel birgt 66 teils goldumrandete Einzelblätter mit Bleistift-, Kohle- oder Aquarellzeichnungen und schriftlichen Widmungen aus den Jahren 1821 bis 1830. Die ersten Einträge stammen von Familie und Freunden in Heilbronn, Lindau und Stuttgart. Vermutlich mit seiner Apothekerausbildung zu verbinden sind Widmungen aus Durlach und Karlsruhe 1826 und 1827, darunter ein Eintrag von Sigmund Merkel (1806 bis 1880), später Besitzer der Apotheke zum Mohren in Nürnberg. Strauß und Merkel studierten später gemeinsam in München, es entstand eine lebenslange enge Freundschaft. Den Abschluss bilden Blätter von Münchner Kommilitonen aus dem Wintersemester 1829/30. Interessant sind Einträge der Amsterdamer Handelsfamilie Brugge-



Abbildung 1: Türgriffe der Robert-Koch-Apotheke Mülheim/Ruhr, 1961. Griff der Eingangstür außen (links) und innen (rechts) (Inv.-Nr. VII E 343)

meyer sowie ein undatiertes Blatt von »F. Max. Kapferer Freyburg/Bgau« (für Informationen zur Stadt-Apotheke Mosbach herzlicher Dank an Ute Hess und Walter Kapferer, Mosbach).

Der Bereich Archivalien hat noch weitere vielfältige Neuzugänge zu verzeichnen, darunter ein Privileg für Johann George Janiche zur Anlegung einer zweiten Apotheke im niederschlesischen Landeshut (Kamienna Góra, Polen), gezeichnet am 2. Januar 1756 von Friedrich II. von Preußen (Inv.-Nr. VII A 1705), sowie Unterlagen der Adler-Apotheke Aplerbeck von den Besitzern Otto Leunenschloss (1884 bis 1915) und Hermann Renckhoff (1928 bis 1936). Diese umfassen vor allem Apothekenrevisionen sowie Korrespondenzen mit den Eichämtern und Krankenkassen aus der Zeit von 1884 bis 1936 (Inv.-Nr. VII A 1711).

Derzeit erschlossen werden Unterlagen aus dem Familienarchiv Spitzner mit Stammtafeln und Wappenbüchern. Die Korrespondenzen, Geburts- und Sterbeurkunden sowie Fotos des späten 19. und älteren 20. Jahrhunderts stammen aus dem Nachlass von Dr. Walter Spitzner (1897 bis 2001), Besitzer der ehemaligen W. Spitzner Arzneimittel-fabrik GmbH in Ettlingen.

Schließlich sind interessante Zeugnisse für Kunst und Werbung der 1960er-Jahre hinzugekommen. Der Bildhauer Professor Herbert Kühn (1910 bis 1976) schuf für die Robert-Koch-Apotheke in Mülheim a. d. Ruhr 1961 einen zweiteiligen Türgriff (Inv.-Nr. VII E 343). Die aus Bronze gefertigten Stücke zeigen an der Griffoberseite ein weibliches und an der Unterseite ein männliches Gesicht (Abbildung 1). Dabei symbolisiert der außen an der Tür angebrachte Griff die leidenden Patienten beim Eintritt in die Apotheke, der innere dagegen die »glücklichen« Geheilten beim Verlassen der Offizin. Bis 1990 waren sie an der Apothekeneingangstür montiert, danach wurden sie durch eine automatische Schiebetür obsolet.

Jüngst in den Bestand gekommen sind Fotos von Schaufenstergestaltungen der Boxberger Apotheke in Bad Kissingen aus den Jahren 1965 bis 1969 (Inv.-Nr. VII C 643). Beworben wurden unter anderem »Silberne Boxberger« (Abbildung 2) sowie »Boxbergers Kissinger Pillen« gegen Verdauungsbeschwerden, beides von Apotheker Ernst Kraft am Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte Eigenspezialitäten. Hans-Peter Kraft, der die Apotheke in dritter Generation betrieb, sorgte nun für einen Relaunch des Packungsdesigns und vor allem der Präsentation der bei den Kurgästen sehr beliebten Eigenspezialitäten. /



Abbildung 2: Schaufensterwerbung aus der Boxberger Apotheke Bad Kissingen, 1968 (Inv.-Nr. VII C 643d)



Dr. Albert Borchardt in seinem Element: Herstellung von alten Arzneiformen (Morsellen) im Laboratoriumsraum des Deutschen Apotheken-Museums am Tag der offenen Tür

ALBERT BORCHARDT ZUM 70. GEBURTSTAG

»Fröhlich bleiben ist mein Ziel«

Von Elisabeth Huwer / Am 24. Juli 2014 fanden sich schon frühmorgens die ersten Gratulanten in der Heidelberger Hirsch-Apotheke ein, um Dr. Albert Borchardt zu seinem 70. Geburtstag zu beglückwünschen.

Es passt zu ihm, dass er auch oder gerade an diesem Tag in der Apotheke hinter dem HV-Tisch und vor den langen Regalreihen mit den schimmernden Porzellangefäßen aus der Zeit um 1860 war – inmitten seines Teams langjähriger Mitarbeiter und umlagert von Gratulanten, darunter viele Kunden, die »ihrem« Apotheker schon Jahrzehnte lang treu verbunden sind. Und es passt zu ihm, dass er in einer so individuell eingerichteten Apotheke anzutreffen ist, die geschmackvoll modernes Mobiliar mit historischen Gefäßen und Gerätschaften kombiniert. Er ist ein ebenso aufrechter Offizinapotheker wie Pharmaziehistoriker mit Leib und Seele.

Der Jubilar ist nun fast 50 Jahre lang der Pharmazie verbunden. Nach dem Praktikum in Hannover begann er 1967 sein Pharmaziestudium in Tübingen und entschied sich nach der Approbation 1971 dafür, zunächst im Wissenschaftsbetrieb zu bleiben. Unter der Leitung von Professor Wolfgang Schneider nahm er die Arbeit an einer Dissertation im Fach Pharmaziege-

schichte in Braunschweig auf. Es war eine intensive, arbeits- und ergebnisreiche Forschungszeit, geprägt von Kollegialität, Freundschaft und mannigfaltigen Anregungen, die aus der für das Fach so charakteristischen Kombination von naturwissenschaftlicher und geistesgeschichtlicher Methodik erwachsen.

»In Tübingen habe ich die Liebe und die Pharmazie gefunden«, so Borchardt. Daher ging er nach dem Abschluss des Promotionsstudiums nach Heidelberg, in die Heimatstadt seiner Frau, ebenfalls Apothekerin und Mittelpunkt der Familie. 1977 pachtete er die traditionsreiche Hirsch-Apotheke. Im selben Jahr erhielt er einen Lehrauftrag für Pharmaziegeschichte an der Universität Heidelberg, den er bis heute innehat.

Ebenso begeistert von seinen didaktischen Fähigkeiten wie seine Studenten sind die Teilnehmer der stets ausgebuchten Seminare zu »Historischen Arzneiformen«, die er zusammen mit Dr. Ursula Barthlen seit vielen Jahren konzipiert und durchführt. Seit 1984 ist

Borchardt im LAV Baden-Württemberg engagiert und erhielt 2007 für seine Verdienste die Ehrennadel des Verbandes.

Als Albert Borchardt vom Vorstand der Deutschen Apotheken Museum-Stiftung 1987 zum stellvertretenden Kurator des Deutschen Apotheken-Museums berufen wurde, war dies ein großer Glücksfall für das Museum. Mit ihm wurde nicht nur ein pharmaziehistorischer Fachmann, sondern eine bemerkenswerte Persönlichkeit gewonnen, ein Menschenfreund, Individualist und Non-Konformist im besten Sinne – in England würde man es respektvoll so formulieren: »he's a character«.

Seit Einführung einer hauptamtlichen Museumsleitung 1997 wirkt er im Museum als »Beratender Apotheker«. Aber ganz gleich unter welchem Titel: Stets ist Borchardt – vom Museumsteam »Dr. Bo« genannt – mit großem Sachverstand und ganzem Herzen für »sein« Museum da. Im Museumsalltag sind sein Rat und seine Fachkenntnisse, aber auch sein schlagfertiger Humor und legendärer Wortwitz unverzichtbar.

Der Vorstand der Deutschen Apotheken Museum-Stiftung und das Museumsteam gratulieren ihm sehr herzlich! Wir wünschen ihm, dass sein Lebensmotto: »Fröhlich bleiben ist mein Ziel« jeden Tag aufs Neue in Erfüllung gehen möge. Gleichzeitig danken wir ihm von ganzem Herzen für seinen unermüdlichen Einsatz, für unzählige klaglos für das Museum gegebene freie Tage und dafür, dass wir mit ihm einen ganz großartigen Menschen in unserem Team haben dürfen. Unser herzlicher Dank gilt auch seiner Frau Doris und seinen vier Kindern, ohne deren Verständnis sein vielfältiges Engagement nicht möglich wäre. Und jedem Dank wohnt ja auch eine Bitte inne: Weiter so, und das noch recht lange! /



BUCHPATEN GESUCHT

Schätze der Buchkunst als Patienten

Von Claudia Sachße / Das Deutsche Apotheken-Museum besitzt eine beeindruckende Spezialbibliothek von höchster Qualität. Dazu gehören viele herausragende Werke der Pharmazie aus den letzten sechs Jahrhunderten. Eine intensive Nutzung hat jedoch bei so manchem Buch seine Spuren hinterlassen. Eine restauratorische Bearbeitung ist daher notwendig.

Die Schaubibliothek des Museums umfasst mehr als 700 Druckschriften. Darunter sind reich illustrierte Natur- und Kräuterbücher, handkolorierte Werke zur Destillierkunst, seltene Arzneibücher, Anleitungen zur »rechten Kunst« der Apothekenführung sowie zahlreiche Pharmakopöen und Arzneitaxen (Abbildung 1). Wertvolle Highlights sind der »Hortus Sanitatis oder Gart der Gesundheit« von Jacob Meydenbach (1491), eine Erstausgabe des ersten »amtlichen« Arzneibuchs, das »Dispensatorium Pharmacopolarum« von Valerius Cordus (1546) oder das ebenso berühmte »Liber de arte distillandi« von Hieronymus Brunschwig aus dem Jahr 1512.

Heute sind diese Werke hochgeschätzte Kostbarkeiten. Früher waren es wertvolle, aber eben auch häufig gebrauchte und nicht immer sachgerecht gelagerte Standardwerke der Pharmazie und Medizin. Feuchtigkeitsschäden, Schimmel, eingerissene Seiten, lose Blätter und schadhafte Einbände sind die Folge. Diese Probleme erfordern eine fachkundige Behandlung – manche der wertvollen Arzneibücher sind heute selbst »Patienten«.

Im Rahmen einer umfassenden fachrestauratorischen Durchsicht Anfang dieses Jahres wurden die historischen

Buchbestände auf Zustand, Schäden und gegebenenfalls nötige Maßnahmen geprüft. Diese Sichtung ergab, dass etwa 10 bis 15 Prozent der Bestände einer leichten oder intensiveren restauratorischen Behandlung bedürfen. Für eine erste Auswahl von Büchern wurden anschließend Maßnahmenpläne erstellt. Zwei Beispiele seien hier ausgewählt.

Krankengeschichten

Intensiv genutzt wurde ein Druck von Leonhart Fuchs (1501 bis 1566). 1542 erschien in Latein sein Kräuterbuch »De

historia stirpium commentarii insignes«, ein Jahr später die berühmte deutsche Version, das »Contrafayt Kreüterbuch«, mit zahlreichen kolorierten Pflanzenabbildungen. Eine seltene, handliche »Taschenbuch«-Ausgabe der lateinischen Schrift ohne Pflanzenbilder liegt mit einem kleinen, 1555 in Lyon gedruckten Band im Museum vor. Mit einem schlichten Pergamenteinband versehen und vielleicht oft unterwegs mitgeführt, zeigt dieser deutliche Spuren des Gebrauchs (Abbildung 2). Der Pergamenteinband ist wellig und fleckig, Rücken und Deckel weisen Risse auf, Buchblock und Kapitale sind mehrfach gebrochen. Die Kapitalbünde sind in den Gelenken gerissen, einzelne Papierlagen und Heftungen lose. Eine Stabilisierung des Buchblocks, Ergänzung der Bünde sowie die Stabilisierung des Einbandes sind dringend notwendig.

Reparaturbedürftig ist auch der »Artzney-Schatz« von Johann Schröder (1600 bis 1664), der als Arzt und Fachschriftsteller und als Vorsitzender des »Collegium sanitatis« in Frankfurt wirkte und Leibarzt am Hessisch-Darmstädtischen Hof war. 1641 erschien sein Hauptwerk »Pharmacopoeia medico-chymica sive thesaurus pharmacologicus«. Unter



Abbildung 2: »De historia stirpium commentarii insignes« von Leonhardt Fuchs, Lyon 1555. Zustand des Buchblocks



Abbildung 3:
»Von den Geheimnüssen derer Weiber...«, von Albertus Magnus (1731), während der Bearbeitung: Festigung des Buchblocks nach Abnahme des Einbands durch Hinterkleben der Gelenkflügel mit Japanpapier

den auch nach seinem Tod überarbeiten und kommentierten Ausgaben waren die von Friedrich Hoffmann d. Ä. (1626 bis 1675) bedeutend. Zu diesen zählt die vorliegende deutsche Fassung von 1693: »Vollständige und Nutzreiche Apotheke ... Medicin-Chymischer höchst-kostbahrer Artzney-Schatz«. Der Rücken des mit Blindprägung verzierten Ledereinbands wurde einst beschädigt und dann mit einer Schafsflederauflage repariert, die nun ihrerseits Langzeitschäden zeigt (Abbildung 1, Mitte). Reste der Schließen am Vorderschnitt lösen sich, auch die angerissenen Gelenke und gelockerte Papierlagen müssen stabilisiert werden. Einige Seiten weisen alte Überklebungen, Risse und Fehlstellen auf, das Papier ist lappig. Die Seiten müssen stabilisiert und geglättet, Problemstellen geschlossen werden.

Restaurierung sichert Erhalt

Für jedes Buch wird von Fachrestauratoren ein individueller Maßnahmen- und Kostenplan erstellt. Durch fachgerechte Maßnahmen können die Schäden behoben oder zumindest nachhaltig einge-

grenzt werden (Abbildungen 3 bis 5). Neue schützende Buchkassetten mindern zusätzlich Beanspruchungen bei der Lagerung und sichern damit, dass die wertvollen Werke auch künftig der Öffentlichkeit und Forschung zur Verfügung stehen können.

Allein kann das Deutsche Apotheken-Museum die Erhaltung dieses einzigartigen Bestands jedoch nicht bewältigen. Daher suchen wir Buchpaten, die durch ihr Engagement die Restaurierung unserer »Buchpatienten« ermöglichen.

Werden Sie Buchpate!

Einige Bücher haben im Rahmen eines Sponsoring-Aufrufs anlässlich der Jubiläumsveranstaltung zum 75-jährigen Bestehen des Deutschen Apotheken-Museums im November 2013 bereits einen Paten gefunden. Durch das hilfreiche Engagement von Apotheker Ingo Fohmann (Hirschberg an der Bergstraße), Peter Steinke vom Govi-Verlag (Pharmazeutischer Verlag GmbH, Eschborn), Dr. Hermann Vogel (Ehrenpräsident der Bayerischen Landesapothekerkammer, München) sowie der WEPA Apothekenbedarf GmbH (Hill-

scheid) konnten die ersten Buchpatienten bereits restauriert werden. Den Spendern sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

Bei der »Genesung« weiterer Patienten zählen wir auf Ihre Mithilfe! Wollen Sie sich für die Schätze in der Bibliothek des Museums engagieren? Mit einer Buchpatenschaft tragen sie dazu bei, das Restaurierungsprojekt für die historischen Buchbestände des Deutschen Apotheken-Museums mit Erfolg weiter voranzubringen. Sie können mit Ihrer Spende einen Anteil an der Restaurierung eines Buches, die gesamten Restaurierungskosten für ein Buch oder auch die Anschaffung von Schutzumschlägen und Buchkassetten unterstützen.

Für Ihre Spende erhalten Sie eine Spendenbescheinigung. Bei Übernahme einer vollständigen Buchpatenschaft



Abbildung 4: Pharmacopoea Wirtenbergica 1754. Bei der Restaurierung werden beschädigte Seiten mit Japanpapier stabilisiert.

Fotos: Magdalena Liedtke, Karlsruhe

wird in dem restaurierten Werk ein (konservatorisch unbedenklicher) Eintrag über die Patenschaft eingefügt. Je nach Ihren persönlichen Wünschen nennen wir Ihren Namen oder den Ihres Unternehmens im Zusammenhang mit dem Projekt in der Fachpresse, nehmen Sie in die Buchpatenliste auf unserer Website auf und schalten einen Link von unserer Website zu Ihrem Internetauftritt.

Selbstverständlich sind Sie eingeladen, Ihr Buchpatenkind ganz exklusiv in unseren Bibliotheksräumen persönlich in Augenschein zu nehmen!

Auf unserer Homepage www.deutsches-apotheken-museum.de/aktuelles.php finden Sie im Bereich »Buchpaten gesucht« Informationen zum Projekt und einzelnen »Buchpatienten«, die einen Paten suchen. Oder kontaktieren Sie uns direkt, wir erläutern Ihnen gern unser Vorhaben. /



Abbildung 5a und b: »Systema Vegetabilium«, von Carl von Linné (1795): der beschädigte Buchrücken vor und nach der Restaurierung

SIGNATURENLEHRE

Kleine Zeichen, große Wirkung

Von Anne Roestel / Augentrost, Steinbrech, Blasen- und Lungenkraut: Ehemalige pflanzliche Signaturmittel sind meist schon an ihrem Namen zu erkennen. Einige wenige werden auch heute noch verwendet. Insgesamt war das Arzneikonzept der Signaturenlehre jedoch spätestens Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr »wissenschaftsfähig«.

Signatur heißt wörtlich »Kennzeichnung«. Durch Form, Farbe, Geruch, Geschmack oder Habitus sei das Heilmittel im Hinblick auf sein medizinisches Einsatzgebiet »signiert«. Das Kennzeichen liegt also in einer Ähnlichkeit zwischen (krankem) Körperteil und dazu passendem Heilmittel. Ein Beispiel: Der bevorzugt in Felsspalten wachsende Steinbrech scheint beim Wachsen den Fels aufzubrechen und soll daher auch Gallen- oder Nierensteine »brechen«, die dann ausgeschieden werden können. Das Blaskraut gleicht der menschlichen Harnblase, das Lungenkraut hat gefleckte Blätter, die an Lungenbläschen erinnern.

Diese scheinbar naive Gleichung steht in einer Tradition naturkundlicher Theorien von Aristoteles bis Paracelsus. Gerade für die Medizin hatte die Signaturenlehre eine besondere Bedeutung und wurde Jahrhunderte lang immer wieder aufgegriffen. Signaturmittel finden sich vom Corpus Hippocraticum bis ins 18. Jahrhundert durchgängig im offiziellen Arzneischatz. So sind noch in der Pharmacopoeia Wirtenbergica etli-

che Epilepsiepulver mit cranium humanum (Schädeldecke oder andere Teile des menschlichen Skeletts) aufgeführt. Ebenso ein Lohoch [Lecksaft] de pulmone vulpis, dessen Hauptbestandteil, die Fuchslunge, schon bei Dioskurides als Hustenmittel beschrieben wurde.

Die Art und Häufigkeit der Signaturmittel waren »konjunkturabhängig«. Während im Mittelalter beispielsweise in der sogenannten Klostermedizin vor allem pflanzliche Signaturmittel verwendet wurden, stieg im Barockzeitalter sprunghaft der Anteil tierischer Drogen, insbesondere auch die Verwendung menschlicher Bestandteile.

Aufschwung in der Renaissance

Eine richtige theoretische Grundlage erhielt die Signaturenlehre erst in der Renaissance. Sie wurde zu einer naturmagischen Gesamtschau ausformuliert und erlebte ihre Blütezeit im späten 16. und 17. Jahrhundert.

Die »Wiederentdeckung« der Signaturenlehre ging auf Passagen im Werk des Paracelsus zurück. Seinen

Anhängern galt sie als Schlüssel zu einer Urweisheit, die im »finsternen« Zeitalter der arabistisch-scholastischen Medizin verloren gegangen war. Von Giambattista della Porta über Oswald Crollius und Heinrich Khunrath bis zu dem Theosophen Jakob Böhme etablierte sie sich als ein Markenzeichen paracelsistischer (Natur-)Erkenntnis. Chiematrie und Signaturenlehre traten ihren Siegeszug somit zunächst gemeinsam an.

Verschiedene Lehren aus unterschiedlichen Wissensbereichen wirkten an der Herausbildung der frühneuzeitlichen Signaturenlehre mit. Zunächst war dies die Aristotelische Physiognomik, deren Regeln schon in der Antike – nicht unumstritten – auf die »unbeseelte« Natur übertragen wurden. Spätestens bei Paracelsus trat dann die Chiromantie (Handlesekunst) als wichtigste Methode des Signaturlesens hinzu. Während die »physiognomia« Form und Farbe von Körpern beschreibt, beschäftigt sich die »chiromantia« mit deren Strukturen (Linien, Adern, Furchen).

Beide Wissensbereiche sind eng verwandt und gehören zu den mantischen, den Wahrsage-Künsten. Sie beruhen auf der Annahme, dass bestimmte (seelische) Eigenschaften sich in physischen Merkmalen äußern und diese mitformen. Aus der äußeren Gestalt lasse sich dann ein ethisches oder medizinisches Urteil ableiten. Übertragen auf die Materia Medica bedeutet das, dass dem Auge verborgene (Heil-)Kräfte die Form einer Droge prägen und dadurch Rückschlüsse auf medizinische Qualitäten und verborgene »tugenden« zulassen.

In der Natur lesen wie in der Bibel

Der zweite wichtige Einfluss auf die Signaturenlehre war die antike Vorstellung vom »Buch der Natur«. Nach dem Kirchenvater Augustinus von Hippo (354 bis 430 n. Chr.) konnte die Natur, das heißt die Schöpfung als Text gelesen werden wie die Bibel. Sie sollte eine gleichwertige Quelle göttlicher Offenbarung darstellen. Die Bibel wurde aber nicht nur wörtlich gelesen, sondern auch über die bloße »Tatsachenbeschreibung« hinaus auf einen geistigen Sinn hin befragt und allegorisch interpretiert.

Ebenso beliebt war im Mittelalter eine allegorische Naturauffassung. Die Signaturen der Pflanzen verwiesen



Bekannte Signaturmittel: Menschenfett (Axung hominis) gegen Rheuma, Mumia gegen Knochenbrüche oder Gicht; Standgefäße aus dem 18. Jahrhundert



Signaturenmittel aus dem Tierreich: Hechtkiefen gegen Brustfellentzündung, Hasenknöchel für eine schnelle Geburt und Krötenpulver gegen die Pest, 18. Jahrhundert

nicht mehr nur auf deren Heilkraft, sondern auch auf das christliche Heilsgeschehen. Die Natur galt insgesamt als zeichenhaft. Im Gegenzug wurde das Bild vom »Buch der Natur« ganz wörtlich genommen. »Dan alle creata seind buchstaben und bücher, des Menschen herkommen zu beschreiben«, ist bei Paracelsus zu lesen.

Signatur als Sprache der Natur

Auch bei Paracelsus behält die Natur ihren Offenbarungscharakter, aber sie strebt danach, sich selbst zu offenbaren. Die Selbstoffenbarung ist eine allgemein kreatürliche Notwendigkeit, der auch der Mensch unterliegt: »dieweil nichts so heimlich im menschen ligt, es muß geoffenbaret werden«. Das geschieht entweder durch die menschliche Sprache, die menschliche Tat oder die Signatur. Da der »munt« das menschliche Herz [sein Wesen] ganz von selbst offenbare und es sich außerdem in den jeweils guten oder bösen Taten zeige, bleibe die eigentliche Kunst, die Signaturen zu deuten.

Die Signatur sei vor allem die »Sprache« der Natur: »[sie rede] auff Magische weise und durch jre Signatur mit [den Menschen]«. Denn »Gott«, so Oswald Crollius (1563 bis 1609), habe »einem jeden Gewächs seinen Verräter eingepflanzt/ damit man die eigene und sonderbahre Kräfte [...] der Kräuter/ so heimlich in denselbigen verborgen/ durch jhre eusserliche Signatur [...] köndte erkennen und errathen.«

Die Signaturen und ihre magische Sprache zu verstehen, heißt ein okkultes Kommunikationssystem zu entschlüsseln und erfordert daher das »magische« Lesen, das nur dem magus gelingen kann. Das Deuten von Zeichen oblag damit der Wissenschaft der (natürlichen) Magie, der Königsdisziplin aller Erkenntnis in der Renaissance.

Die Verbindung der Signaturenlehre zur »wissenschaftlichen« Magie lief aber nicht nur über die okkulte Zeichenkunde, sondern auch über das Konzept der Sympathie (griechisch: sympathieia, Mitgefühl, Zuneigung).

Die Welt als Geflecht erkennen

Das Konzept der Sympathie integrierte die Signaturenlehre in die neuplatonistische Kosmologie von Makrokosmos und Mikrokosmos. Auch diese Verbindung ist bereits in der Antike, vor allem bei Plinius dem Älteren (etwa 24 bis 79 n. Chr.) nachweisbar.

Die Signaturenlehre folgt hier der Idee, die »Natur« in Ähnlichkeiten zu denken. Dabei handelt es sich um eine Denkform, die dem Hermetismus nahesteht und insbesondere in der Renaissance als Schlüssel zur Naturerkenntnis galt. Nach dem französischen Philosophen Michel Foucault sei die Signatur Ähnlichkeit im Sinne einer Sympathie, das heißt einer wesensmäßigen Verwandtschaft zwischen verschiedenen Dingen, die sich unabhängig von Raum und Zeit gegenseitig beeinflussen können. So war es möglich, die Welt als Geflecht verborgener Beziehungen auf den

Menschen hin zu deuten. Foucault bezeichnet das als »jeu des sympathies« (Spiel der Sympathien).

Als »Beweis« für Sympathie galt beispielsweise der Magnetismus. Nach Plinius sei auch das Verhalten der Sonnenblume sympathetisch: Sie wende sich aus »Liebe« der Sonne zu.

Dahinter stehen ursprünglich kosmologische Vorstellungen der antiken Philosophie: nämlich die Vorstellung einer Weltseele, aus der die Einzelseelen hervorgehen. Die Weltseele bildet sozusagen den gemeinsamen »Grundstoff« aller Dinge, erschafft die Natur und macht so die Welt in sich und mit sich selbst sympathetisch. Eine besondere Rolle kam dabei der Wechselwirkung von Makrokosmos, der Sphäre der Planeten und Sternbilder, und Mikrokosmos, dem Menschen, zu: Auch zwischen »oben« und »unten« walteten Sympathien. Der menschliche Organismus (oder auch nur die Hand) wurde als Spiegelbild des Zodiak gedeutet, das Verhältnis der Organe zueinander als Abbild der Planetenverhältnisse.

Für die Signaturenlehre bedeutet das, dass Körperteile und die dazu passende Heilpflanze unter dem Einfluss desselben Gestirns (ent-)stehen und daher auch in der »Figur«, also ihren äußeren Merkmalen, »concordieren«.

Die Signaturen waren mantische Zeichen, magische Sprache und kosmische Sympathie. Als Methode der »Pharmakognosie« hatten sie in der Schulmedizin spätestens um 1800 ausgedient und machten der chemischen Wirkstoffanalyse Platz. /



OBJEKTE AUS DEM ERSTEN WELTKRIEG

Kriege gehören ins Museum!

Von Elisabeth Huwer / »Kriege gehören ins Museum!« Treffender als dieser Slogan des Heeresgeschichtlichen Museums Wien für das Gedenkjahr 2014 kann man es kaum auf den Punkt bringen. Ein Blick ins Deutsche Apotheken-Museum.

Der Angriff Österreich-Ungarns auf Serbien am 28. Juli 1914 und die nun greifenden Bündnisvereinbarungen markieren den Beginn jenes Krieges, der in den Medien von Anfang an als »Weltkrieg« bezeichnet wurde. Mit der Mobilmachung im August 1914 gerieten vor allem die Bewohner großer Städte in einen siegesicheren nationalen Taumel, der alle Ebenen des Alltags erreichte, auch die Museen.

Viele historische Museen legten mit großem Eifer vom ersten Kriegstag an »Weltkriegs-Sammlungen« an. Auch im Deutschen Apotheken-Museum, das allerdings erst 1938 eröffnet wurde, finden sich Exponate aus dieser Zeit. Planmäßig gesammelt wurden sie in den ersten Jahren nach der Museumsgründung, und dann wieder ab den 1990er-Jahren. Nachfolgend ein Überblick.

Im Vorfeld der Museumseröffnung suchte man gezielt Objekte, um die Leistungen von Apothekern im Ersten Weltkrieg und in den ehemaligen deutschen Kolonien zu würdigen. So kamen auch Erinnerungsstücke von Apotheker Dr. Rudolf Schulze (1876 bis 1932) in den Bestand. Schulze war ab Mai 1910 Gouvernementsapotheker in der früheren deutschen Kolonie Ostafrika (Tansania). Er hatte Berühmtheit erlangt, weil er unter schwierigsten Bedingungen im Krieg Chinin für die Schutztruppe herstellte. Seine Witwe übergab 1937 seine – leider verloren gegangene – Schutz-

truppenuniform und eine Reichskriegsflagge der Kolonialsanitätstruppe Dar-es-Salam (Inv.-Nr. VII E 0190).

Aus dem Besitz von Apotheker Wilhelm Sauer (1895 bis 1948), Heidelberg, stammt eine Uniformjacke, die er im Krieg als Lazarettapotheker getragen hatte (Inv.-Nr. VII e 187). Vom Bemühen um die Versorgung Verwundeter zeugen Arzneimittel sowie ein zu Pferde mitgeführter Feldkasten (Inv.-Nr. IV F 65). Er enthält Medikamente, Verbandstoffe und chirurgisches Material, das 1915 zuletzt sterilisiert wurde. In der Sammlung gibt es auch zahlreiche Verbandmaterialien, darunter Brand-, Kopf-, Nasen- und Augenbinden. Ein ledernes Halsband für einen Sanitätshund (Inv.-Nr. VII E 105), eine Bandage für Pferde (Inv.-Nr. IV B 131) sowie Beutegut (Kompressen aus russischer Fabrikation, Inv.-Nr. IV B 48), werfen weitere Schlaglichter.

Von zunehmendem Mangel zeugen Verbandstoffe aus Papier (Inv.-Nr. IV B 46 bis 47) und die sogenannte »Kriegsseife« (Inv.-Nr. VII E 106), ein Einheitsfabrikat, das den Normen des Kriegsaussschusses entsprach, der ab 1915 den Verbrauch von Rohstoffen regelte. Mörser aus Eisen und Porzellan (Inv.-Nr. V A 218, 231, 232, 234), mit heroischen Aufschriften (»Durch Krieg zum Sieg«), sollten in der Apotheke die traditionsreichen Mörser aus Bronze und Messing ersetzen, da diese Metalle als »kriegswichtiges Material« abzugeben waren.

Etappensanitätsdepot 2 in St. Quentin (Nordfrankreich). Zwei Soldaten befüllen Ampullen und schmelzen sie zu. (Inv.-Nr. VII A 769)

Ein seltener Schatz sind fünf Fotoalben (Abbildung) mit Details zur Einrichtung von Sanitätsdepots. Sie dokumentieren die Standorte Rastatt, St. Quentin, Brüssel, Sofia und Konstantinopel (Istanbul) und spannen damit den Bogen von der »Heimatfront« bis zum Bosphorus (Inv.-Nr. VII A 768-772).

Auch persönliche Aufzeichnungen sind im Museum bewahrt. Aus der ersten Kriegsbegeisterung 1914 stammen »Patriotische Gedichte« von Apotheker Max Böttger (1869 bis 1962), Görlitz (Inv.-Nr. VII A 0877). Apotheker Carl Georg Hasse (1833 bis 1918) notierte 1918, was ein Offizier ihm über die Verhältnisse in Kiew nach dem deutschen Einmarsch erzählte (Inv.-Nr. VII A 833/1). Der Bericht spiegelt die schwierigen Verhältnisse in der kurz zuvor gegründeten Volksrepublik Ukraine nach dem Separatfriedensschluss zwischen der Republik und den Mittelmächten wider und damit den Anfang eines noch heute aktuellen Konflikts. /

Impressum

»Deutsches Apotheken-Museum« ist eine Beilage der Pharmazeutischen Zeitung.

Redaktions- und Verlagsanschrift: Pharmazeutische Zeitung, Carl-Mannich-Straße 26, 65760 Eschborn, Telefon (0 61 96) 9 28-2 72 Fax (0 61 96) 9 28-2 75

Verantwortlich für den Inhalt: Daniel Rücker, Chefredakteur der Pharmazeutischen Zeitung

Redaktion: Apothekerin Brigitte M. Gensthaler

Layout: Klaus Gilbert

Abbildungen: Deutsches Apotheken-Museum (wenn nicht anders gekennzeichnet)

Erscheint einmal im Jahr.

Weitere Angaben im Impressum der Pharmazeutischen Zeitung

ONLINE-PLATTFORM

Museumobjekte im »museum digital«

Von Claudia Sachße / Gedruckte Bestandskataloge sind fast schon Vergangenheit. Inzwischen nutzen viele Museen das Internet, um ihre Bestände der Öffentlichkeit zu präsentieren. Doch auch das ist personal- und kostenaufwendig und für viele Museen kaum zu leisten. Die Online-Datenbank »museum digital« bietet eine neue Option.

Mit »museum digital« entwickelte der Deutsche Museumsbund mit Unterstützung des Instituts für Museumsforschung (SMB/SPK) in Berlin ein System, das Museen weitestgehend kostenfrei, zeitsparend und einfach die Veröffentlichung von Sammlungsobjekten ermöglicht (www.museum-digital.de). So können Museen ihre wichtigsten Objekte an einem virtuellen »Ort« veröffentlichen und Interessierte können leichter online recherchieren.

Alle Museen an einem »Ort«
Hier können die Nutzer schauen, forschen, sortieren, auswählen und Besuche planen. Mit der Eingabe von Suchbegriffen findet man Lieblingsstücke und fundierte Information samt Bildmaterial. Man kann nach einer bestimmten Art von Objekten, einem Künstler oder Hersteller, einem Ort oder Zeitbegriff suchen. Der Begriff

»Sammlungen« bündelt thematische Schwerpunkte innerhalb der Bestände der einzelnen Museen. Die Bilder und Textangaben zu den einzelnen Objekten, die Beschreibungen der Sammlungen und der Institutionen stammen von den Museen.

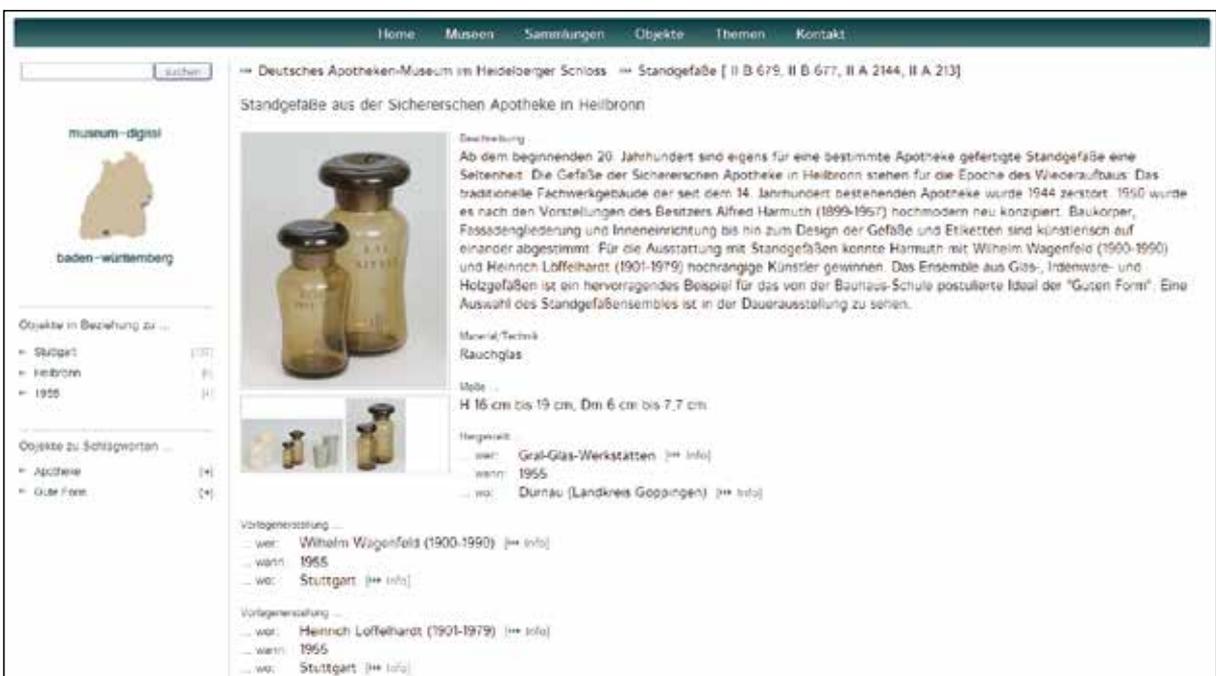
Apotheken-Museum digital
Neben einem deutschlandweiten Portal bietet museum-digital mehrere Regionalportale, zu denen auch ein Vorhaben des Museumsverbandes Baden-Württemberg gehört (www.museum-digital.de/bawue/index.php?t=home). Mit Unterstützung der Landesstelle für Museumsbetreuung in Stuttgart sind die Museumsfachkräfte des Verbandes in einem mehrjährigen Projekt damit befasst, die Highlights der Museen im Land in »museum-digital:bawue« einzustellen. Hochkarätige Objekte von der Vorgeschichte bis

zur Gegenwart werden hier für ein breites Publikum zugänglich gemacht.

Aus den Beständen des Deutschen Apotheken-Museums ist ebenfalls eine erste Auswahl herausragender Objekte eingestellt – aus den Sammlungsschwerpunkten Apothekenmobiliar, Standgefäße (Abbildung), Mörser und Reibschalen, Gewichte und Waagen, Laborausstattung, Reiseapotheken, Archivalien, Gemälde/Grafiken und Druckschriften. Weitere Objekte und Sammlungsschwerpunkte sollen folgen, etwa Arzneidroge und Fertigarzneimittel, Werbung, Apothekenwahrzeichen, Rezepturgerät oder Apparate.

Im Vordergrund dieses Projekts stand die Frage, wie man Museumobjekte online bekannt und recherchierbar machen kann. Ausgangspunkt war die Situation in den Museen selbst, die oft an mangelnden finanziellen und personellen Mitteln leiden. Die Datenbank »museum digital« zur Präsentation von Sammlungen und Objekten steht allen Mitgliedern des Deutschen Museumsbundes offen.

Die Informationen zu den Objekten werden in eine Form gebracht, die eine Einbindung in die Deutsche Digitale Bibliothek, die europeana oder in andere Portale ermöglicht – sofern dies vom betreffenden Museum gewünscht wird. Für alle, die sich über Twitter oder Facebook über Neuzugänge bei museum-digital informieren lassen möchten, ist das Portal auch dort stets aktuell vertreten. /



Objektseite in »museum digital« zum Standgefäßensemble aus der Sicherer'schen Apotheke Heilbronn im Bestand des Deutschen Apotheken-Museums (Ausschnitt)
Quelle: www.museum-digital.de/

Beitrittserklärung



Der Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e.V.

Um das Deutsche Apotheken-Museum für den Besucher als lebendige und wandlungsfähige Institution zu erhalten, ist ein Museumsförderverein mit zahlreichen Mitgliedern eine wichtige Voraussetzung.

Ziel und Zweck des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum e.V. ist die Erhaltung, die Pflege und der weitere Ausbau der Sammlungen.

In dieser Zielsetzung unterstützt der Förderverein das Deutsche Apotheken-Museum finanziell, durch Beratung und mit ehrenamtlichen Tätigkeiten. Der Verein verfolgt dabei ausschließlich gemeinnützige Ziele.

Tragen Sie durch Ihre Mitgliedschaft zur nachhaltigen Förderung und Erweiterung des Museumsangebotes bei. Wir würden uns freuen, Sie in unserem Kreis engagierter Freunde begrüßen zu können!

Mitgliedschaft im Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e.V.

Wir möchten Sie einladen, durch die Mitgliedschaft das Deutsche Apotheken-Museum in seinen Aufgaben zu unterstützen.

Die Vorteile einer Mitgliedschaft für Sie:

- **Freier Eintritt**
Kostenloser Zugang zum Schloss Heidelberg und dem Deutschen Apotheken-Museum
- **Infos rund ums Museum**
Zusendung der einmal jährlich in der Pharmazeutischen Zeitung erscheinenden 16-seitigen Broschüre „Deutsches Apothekenmuseum“ mit aktuellen Berichten aus dem Museum
- **Exkursionen**
Alle zwei Jahre findet die Mitgliederversammlung des Fördervereins an wechselnden Orten in Deutschland statt. Entdecken Sie mit dem attraktiven Rahmenprogramm die pharmaziehistorischen Schätze des Landes.

Sie können dieses Formular kopieren und die Kopie per Post schicken oder per Telefax senden (Fax: 0 62 21-18 17 62)

Förderverein
Deutsches Apotheken-Museum e.V.
Schloss Heidelberg
69117 Heidelberg

Beitrittserklärung:

Ja, ich werde durch meinen Beitritt Erhalt und Pflege des Deutschen Apotheken-Museums unterstützen.

Name

Straße

PLZ/Wohnort

Telefon

Unterschrift

Als Mitgliedsbeitrag übernehme ich jährlich:

€ (Mindestbeitrag €30,-)